

Was unsere Volkswirtschaft von der Generation Z lernen kann

Wollen wir gesellschaftliche Teufelskreise durchbrechen und die Marktwirtschaft retten, müssen wir weniger konsumieren – und weniger arbeiten, **schreiben Peter Ulrich und Werner Vontobel**

Als wir zwei vor gut 50 Jahren studierten, stand unser Fach auf dem Höhepunkt – wir Ökonomen wussten, wie man den technologischen Fortschritt in mehr Konsum und Freizeit für alle umwandeln kann: Es galt die Märkte zu öffnen, für wirksamen Wettbewerb zu sorgen und die Konjunkturschwankungen zu glätten. Das hat funktioniert: Bis Anfang der achtziger Jahre erhöhten sich die realen Stundeneinkommen auf breiter Front im Gleichschritt mit der Produktivität, und die wöchentliche Arbeitszeit schrumpfte alle zehn Jahre um etwa 4 Stunden. Die Prophezeiung des britischen Ökonomen John Maynard Keynes, wonach seine Enkel pro Woche nur noch 15 Stunden arbeiten müssten, schien in Erfüllung zu gehen.

Es kam anders. Seit 1980 hat sich zwar die Produktivität etwa in Deutschland erneut verdoppelt, und die Arbeitszeit ist um gut 20 Prozent gesunken. Doch statt zu Freizeit und Wohlstand für alle führte das zu Arbeitsstress und hohen Einkommen für die einen und zu prekärer Arbeit und Armut für die anderen. Jeder fünfte von Keynes' Enkeln lebt unter der Armutsgrenze.

Dahinter stecken zwei Denkfehler. Erstens: Im ökonomischen Modell ist Arbeit bloss ein zu minimierender Kostenfaktor. Ökonomen sprechen vom «Grenzleid der Arbeit». Für reale Menschen hat Arbeit aber einen hohen sozialen Wert. Durch sie nehmen wir an der Gesellschaft teil. Zweitens: Im Modell befriedigt der Homo oeconomicus alle Bedürfnisse konsumtiv, finanziert durch die Erwerbsarbeit. Im echten Leben sind die Menschen auch direkt in Familie und Nachbarschaft produktiv, ohne Umweg über Geld.

Im Lichte dieser Sichtweise ist es seit 1980 so gelaufen: Die steigende Produktivität hat die Erwerbsarbeit verknappt und die Erwerbslosen sozial marginalisiert. Um den Schaden zu begrenzen, wurden die Arbeitsmärkte flexibilisiert: Sozial ist, was Arbeit schafft. Im Endeffekt wurden neue Jobs

vor allem durch die Verdrängung von unbezahlter Arbeit geschaffen. Kinderkrippen statt Familie, Pizzakurier statt selber backen. In Deutschland ging dadurch von 1992 bis 2013 jede achte unbezahlte Arbeitsstunde verloren. Familien und Nachbarschaften, die Produktionsstätten der geldlosen Bedarfswirtschaft, wurden geschwächt.

So wurde der Job für die soziale Teilhabe noch wichtiger. Längst verkaufen die Unternehmer nicht mehr nur ihre Produkte, sondern auch die Arbeitsplätze – an den billigsten Standort. Den Multis und ihren Spitzenkadern ermöglichte dies stark steigende Gewinne und Saläre. Das Fussvolk hingegen musste noch mehr Arbeit suchen, um mit sinkenden Löhnen über die Runden zu kommen.

Wie kommen wir aus diesem Teufelskreis heraus? Der erste Schritt ist die Erkenntnis, dass wir nicht immer noch mehr konsumieren können, bloss um genügend Jobs und

Erwerbseinkommen zu schaffen. Wollen wir die Marktwirtschaft erhalten, ohne den gesellschaftlichen Zusammenhalt und die Umwelt zu zerstören, müssen wir die Normarbeitszeit dem durchschnittlichen Arbeitsvolumen von gegenwärtig rund 30 Stunden pro Woche anpassen. Nur so haben alle die Chance auf ein Erwerbseinkommen, das eine soziale Teilhabe ermöglicht.

Zweitens müssen wir das Zusammenspiel von bezahlter und unbezahlter Arbeit, von Markt- und Bedarfswirtschaft, neu ordnen. Dazu brauchen wir eine Ökonomie, die auch alle unbezahlten produktiven Tätigkeiten und den sozialen Wert der Arbeit einbezieht. Die primäre ökonomische Frage lautet dann: Welche unserer Bedürfnisse erfüllen wir am besten mit dem Koordinationsmechanismus des Marktes, und wofür eignet sich die Selbstversorgung durch familiäre oder gemeinschaftliche Eigenarbeit besser?

Sobald wir diese Frage stellen, fällt auf, dass der Markt zunehmend damit beschäftigt ist, die selbsterzeugte Komplexität zu bewältigen. Die Werbung, die langen Transportwege, der Finanzmarkt, die Umverteilungsbürokratie und vieles mehr blähen das Sozialprodukt auf, belasten aber die Umwelt. Verbessern wir stattdessen doch die Rahmenbedingungen der umwegarmen Bedarfswirtschaft, etwa mit gut ausgestatteten Gemeinschaftsräumen in jeder Wohnüberbauung und mit einer Stadtplanung der kurzen Wege (Stichwort: 15-Minuten-Stadt).

Grundlegend bleibt aber die Verkürzung der Arbeitszeit. Das ist das Anliegen der «Generation Z», der im Wohlstand aufgewachsenen Altersgruppe der heute 20-Jährigen. Sie stellt die alte Frage nach einem sinnvollen Verhältnis zwischen Arbeit und Leben neu. Sie will die Marktwirtschaft in eine auch für spätere Generationen lebenswerte und faire Gesellschaft einbinden.

Damit hätten wir schon vor 50 Jahren beginnen sollen. Der gute alte Keynes wartet am Horizont.

Peter Ulrich und Werner Vontobel



Peter Ulrich



Werner Vontobel

Peter Ulrich, 74, war von 1987 bis 2009 der erste Inhaber des Lehrstuhls am Institut für Wirtschaftsethik an der Universität St. Gallen sowie dessen Direktor.

Werner Vontobel, 76, Ökonom und Wirtschaftsjournalist. Für seine Artikelserie «Ökonomie ohne Scheuklappen» im «Cash» gewann er 2001 einen Medienpreis.

NZZ am Sonntag
11. Dez. 2022, S. 19